

Carla Solina

Der Weg in die Berge

Eine Frau bei der kurdischen Freiheitsbewegung



Kapitel 1

Ankunft

Endlich sitze ich mit pochendem Herzen im Flugzeug. Welat, ein junger, in Europa aufgewachsener Kurde, sitzt neben mir. Er zieht in den Kampf, ist aufgeregt und ebenso mit Freude erfüllt wie ich. Unter uns ein Riss im rotglühenden Himmel und Meere von Lichtern, wenn wir über Städte fliegen. Der Mond grüßt durchs Fenster und dreht sich, je weiter wir uns vom Westen entfernen, langsam auf den Rücken. Trotz der Fluggeschwindigkeit scheint es mir eine Ewigkeit, bis das Flugzeug in die Lichter der Stadt taucht.

Wir steigen aus. Es ist schwer, mit der Neugier unauffällig umzugehen. Am liebsten würde ich meinen Kopf nach allen Seiten drehen, den Menschen in die Augen blicken, doch das gehört sich hier nicht. Die Hürden der verschiedenen Kontrollen sind geschafft, auch unser Gepäck ist angekommen. Wir treten in die Nacht. Im warmen Sommerwind schwingt der Duft von Eukalyptusbäumen. Es herrscht ein unglaubliches Gedränge von Menschen. Taxifahrer, die nach Kundschaft Ausschau halten, umringen uns. Ausnahmslos alle Frauen sind tief verschleiert, die meisten in einen schwarzen Çarsaf gehüllt, nicht mal ihre Gesichter sehe ich. Wir fallen auf. Statt eines Çarsaf habe ich nur ein Kopftuch umgebunden und wir sind froh, als wir die Freunde treffen und aufs schnellste den Flughafen verlassen.

Das Auto braust durch die Nacht, hält vor einem Haus, in das wir eintreten. Zwei Männer begrüßen uns, der eine hat ein Bein verloren, dem anderen fehlt die Hälfte des Unterkiefers. Im hinteren Teil des Raumes liegt ein junger Mann ans Bett gebunden. Er fragt, woher ich komme, und staunt. Seit über zwei Jahren liegt er im gleichen Bett, von der Brust an gelähmt durch einen Schuss, der ihm durch

das Becken ins Rückenmark schlug. Seine Augen sind zuversichtlich und warm. Nach einer knappen Stunde machen wir uns mit vielen guten Wünschen auf den Weg. Mit einem klapprigen Bus fahren wir nach Kurdistan.

Nach vielen Stunden Busfahrt kehren wir in ein Haus ein, in dem sich verletzte Frauen und zwei Männer befinden. Welat, mein Begleiter, fährt weiter und ich werde freudig aufgenommen.

In einem großen Raum – Teppiche und dünne Matratzen liegen auf dem Boden – nehme ich Platz. Einer der Männer, Davut, bereitet am Samovar Tee für uns zu. Nachdem der Tee serviert ist, werde ich von ihm gefragt, woher ich komme, wer ich bin. Neugierig sitzen die Frauen im Kreis, hören mir beobachtend zu, lachen mich an. Erst nach dem Gespräch kommen sie näher, setzen sich neben mich und überschütten mich mit Fragen. Einige der Frauen reden kein türkisch, sondern kurdisch. Für sie ist es das erste Mal, dass sie einem europäischen Menschen begegnen, einer Frau, die in die Berge will. ‚Bist du wirklich keine Kurdin?‘, werde ich immer wieder gefragt. Sofort beginnen sie über Erfahrungen, die Schönheit und die Schwierigkeiten der Berge zu erzählen. Jede der Frauen hat ihr Leben, ihre Geschichte, Geschichten aus dem Krieg.

Abends falle ich in tiefen Schlaf. Ich schlafe Seite an Seite mit denjenigen, die sich von ihren Verletzungen schon etwas erholt haben, in einem Raum.

Tagsüber beteiligen sich alle Bewohner und Bewohnerinnen des Hauses neben der allgemeinen Hausarbeit am politischen Unterricht. Ich habe viel Zeit zum Nachdenken, mache etwas Hausarbeit und unterhalte mich mit den einzelnen Hevals. Die unmittelbare Konfrontation mit den Auswirkungen des Krieges, die schweren Verletzungen durch Splitterbomben, Minen, Kugeln, u. a. verdeutlichen mir schon in den ersten Tagen schonungslos, dass ich mich in einer neuen Wirklichkeit befinde. Die Begegnungen wühlen mich auf. Mein innerer Abstand zum Krieg ist trotz häufiger und intensiver Aus-

einandersetzung groß. Der Unterschied, weit weg oder kurz davor zu stehen, ist riesig.

In meinem Inneren spüre ich, dass ich Gewalt zutiefst ablehne, sie steht im Widerspruch zur Liebe und Achtung des Lebens, der Menschen. Aber ich weiß auch, dass in bestimmten Momenten, in gewissen Situationen, Prozessen, historischen Veränderungen, die revolutionäre Gewalt notwendig ist. Ohne den bewaffneten Kampf wäre das kurdische Volk nicht weniger unterdrückt, aber der Kampf für Anerkennung, Selbstbestimmung und Freiheit wäre längst zerschlagen. Die Realität des Krieges rückt nah an mich heran, so nah wie nie zuvor. Ich empfinde Angst, Angst vor der Macht der Waffen. Wie alle anderen bin ich ans Haus gebunden, dabei würde ich so gerne hinaus, laufend Bewegung in meine Gedanken bringen.

Als wenn mir meine Fragen auf die Stirn geschrieben wären, spricht mich Heval Davut an. Er versucht mir die spezifische Situation hier unter den Verletzten zu erklären – dass viele der Kämpferinnen oft über den Krieg reden, sei eine Art, mit der Enttäuschung über das Verletzt sein einen Umgang zu finden. Dadurch bekomme der Krieg eine übertriebene Dimension. »Wir lieben die Waffen nicht – aber sie sind eine Notwendigkeit, um uns zu schützen und um Selbstbewusstsein zu erlangen. Mit der Waffe in der Hand kannst du dich nicht befreien, du kannst dem Feind Verluste zuführen, sicher, aber das ist nicht unser eigentliches Ziel. Es geht um die Schaffung eines neuen Menschen, einer befreiten Gesellschaft. Daher stehen die politische Schulung und der gemeinsame Bewusstseinsprozess im Zentrum unserer Revolution. Um diesen Kampf führen zu können, ist eine sehr strenge Disziplin unabdingbar. Uns zu verstehen, die jungen Frauen hier zu verstehen, ist für dich als Westeuropäerin sehr schwer, vielleicht ist es unmöglich, weil die Situation, aus der du kommst, in nichts mit unserer zu vergleichen ist.«

Ich nutze die Zeit des Wartens und unterhalte mich mit den einzelnen Frauen über ihre Geschichte. Wir suchen uns meist einen ruhigen Platz, wo uns niemand unterbricht. Alle Frauen erzählen gern

aus ihrem Leben, ich mache Notizen, denn mein kleines Diktiergerät ist noch nicht eingetroffen.

Manchmal muss ich erklären, warum mich nicht nur ihre Erfahrungen aus den Bergen interessieren, sondern auch ihr Leben davor. So zieht sich ein Gespräch über einen ganzen Tag oder mehrere Tage hin, weil den einzelnen Hevals wieder etwas einfällt, was sie mir auch noch erzählen möchten. Ausnahmslos alle Frauen stellen mir mit tiefer Überzeugung dar, dass ihr Kampf für ein freies Kurdistan in allererster Linie ein Kampf für die Menschlichkeit ist. Selbstbewusst rücken sie die Befreiung der Frau ins Zentrum und schwärmen über den hohen Anteil der Frauen in den Reihen der Guerilla. Die Auseinandersetzung um die Entwicklung einer neuen freien Persönlichkeit, die die zutiefst verinnerlichte Sklavenmentalität hinter sich lässt, steht im Mittelpunkt. Der Befreiungskampf hat eine Basis geschaffen, auf deren Grundlage und mit dessen Methode neue Werte des Lebens entwickelt und gelebt werden. Von der Schönheit der Berge, dem Leuchten der Bäume, Blumen und Sterne schwärmen sie ebenso wie von dem kollektiven Leben unter freiem Himmel. Auch die bitteren Momente gehören dazu, wenn neben dir eine Freundin fällt. Im Angesicht des Todes müsse das Herz oft wie ein Stein werden. Doch kann sich keine von ihnen mehr etwas anderes vorstellen, keine möchte in das zurück, woher sie kam. Sei es das Leben auf dem Dorf, im Kreis der Familie, oder das an der Universität in einer der kurdischen oder türkischen Städte. Auch von den Schwierigkeiten höre ich viel, sie erzählen lachend davon. Vor allem von den ersten Monaten, als sie in die Berge gingen, von den Mühen des Lebens in der Natur, an die sich aber eine jede gewöhnte. Die Umstellung, wieder in Häusern zu schlafen, sei viel schlimmer als umgekehrt.

Militan, ein zweijähriger Junge, dessen Eltern bei der Guerilla sind, rennt quer durch die Zimmer. Die hier lebenden Hevals sind nun seine Eltern. Er wurde als Säugling bei einem Überfall auf sein Dorf vom türkischen Militär gepackt und zu Boden geschmissen, mit dem Gewehrkolben hin und her gestoßen. Durch den Schock hat er

seine Sprache verloren. Militan kann hören, verständigen kann er sich nur durch Schreie und seltsame Laute. Mit ausgestreckten Armen kommt er auf mich zugerannt und reißt mit wilden unverständlichen Rufen so lange an meinen Armen, bis ich mit ihm mitkomme. Oder er reicht mir mit einem herzerweichenden Lachen ein Stück vorgekauhtes Brot und lässt nicht ab von mir, bis ich es genussvoll esse ... so macht er es mit allen. Ungestüm zerrt er manchmal seine Kleider hoch, zeigt mir seinen nackten kugelrunden Bauch, streckt ihn mir entgegen, bis ich ihm einen liebevollen Klaps draufgebe, zeigt mir seine beiden Füße, bis ich sie streichle. Allen hier erwärmt er das Herz, er ist ein Teil der Zukunft, für die alle kämpfen.

Morgens nach dem Frühstück werden die Nachrichten zusammengefasst und die Meldungen aus den verschiedenen Kampfgebieten vorgelesen. Heute ist die Monatsbilanz vom August da. Es sind für mich nicht mehr nur die leblosen Zahlen, die ich manchmal in Europa las. Im Monat August fielen 1205 türkische Soldaten, 140 Guerilleros der ARGK, insgesamt fanden 435 Angriffe statt. Die Frauen hier kennen die Gefallenen. Bei Nachrichten aus bestimmten Gegenden spitzen sich die Ohren, mit kerzengeraden Rücken sitzen alle gespannt da. Die Stirn legt sich in Falten, der Blick wird ernst, richtet sich in die Weite, hinaus, durch die Mauern dieses Hauses, dieser Stadt, hinauf in die Berge, die Gedanken oben bei den Hevals, bei den Şehits – den Gefallenen. Andere Meldungen folgen. Ein Lachen huscht über die Gesichter, die Freude über erfolgreiche Aktionen erhellt die Augen. Zum Schluss klatschen alle. Einmal die Woche folgt ein Brief des Zentralkomitees, der an alle Camps, an alle Einheiten, an alle Parteihäuser und Krankenstationen übermittelt wird. In ihm sind eine Einschätzung der neusten politischen und militärischen Entwicklungen, Kritik, Anregungen und philosophische Gedanken enthalten.

Abends sitze ich im Innenhof, rund und voll wirft der Mond sein Licht zu mir, als Heval Ayten in den Hof tritt und sich neben mich auf die Treppe setzt. Ayten ist ca. 21 Jahre alt, hat dunkelblon-

des, kurzgeschnittenes gelocktes Haar und ist klein. Sie kommt aus der Gegend von Nusaybin. Mit ihr werde ich einen großen Teil meines Weges teilen, aber das weiß ich zu dem Zeitpunkt noch nicht. Ihre Hände und ihr Gesicht tragen die Spuren der Berge, sie sind dunkel gefärbt von der Sonne. Sie ist eine derjenigen, die es am schwersten ertragen hier im Haus. Heute war sie beim Arzt und erfuhr, dass sie noch mindestens zwei Monate bleiben muss. Tränen fließen aus ihren Augen, sie lehnt ihren Kopf an meine Schulter, so sitzen wir da in der Nacht – jede mit ihren Gedanken.

Alle Frauen im Haus sind jung, zwischen 15 und 25 Jahre alt. Frauen, die aufgrund der Unterdrückung, des täglichen Terrors seitens des türkischen Staates, der Zwänge der Familie, aber auch aus der Sehnsucht nach einem anderen Leben aufgebrochen sind. Jede hat ihre Besonderheit. Heval Rojin zwinkert mir oft spitzbübisch zu und legt mit ihrem humpelnden Gang – der Fuß war gebrochen – ein enormes Arbeitstempo an den Tag, vor allem wenn sie mit dem Putzen der Räume beschäftigt ist. Heval Cidem läuft noch auf Krücken, sie hat immer ein schelmisches Grinsen auf den Lippen und macht über alles Erdenkliche ihre Witze. Eylem ist ruhig und zurückhaltend, manchmal kommt sie ganz unerwartet auf mich zu, erzählt von sich und möchte vieles von mir wissen. Sozdar legt sich bei jeder Gelegenheit hin, schläft viel, ist aber, sobald es eine Neuigkeit gibt, hellwach. Allen gemeinsam ist, dass sie Schwestern, Brüder, Cousinen, Cousins, Tanten oder Onkel in den Bergen haben. Die meisten Frauen kannten sich nicht, bevor sie herkamen. Sie kommen aus unterschiedlichen Kampfgebieten, sind in verschiedenen Regionen aufgewachsen und haben eine unterschiedliche Klassenherkunft. Die durch die Verletzung verursachte neue Lebenssituation macht es den Frauen nicht einfach, sich im Alltag zurechtzufinden. So wird häufig über die Art und Weise der Beziehungen untereinander diskutiert. Der Austausch der verschiedenen Erfahrungen gilt nicht nur der Reflexion, sondern auch dem Zueinanderfinden. Immer wieder wird betont, dass sich keine

der Frauen nun auf einem Abstellgleis befindet und die Frauen, die schon länger hier sind, versuchen die neueren zu unterstützen.

Nach gut einer Woche bekomme ich Bescheid. Mein Aufbruch naht, Heval Eylem und Sozdar werden auch mitkommen. In den türkischen Teil Kurdistans führt uns der Weg. Freude mischt sich mit Angst. Jetzt, wo ich mich an den Ort hier gewöhnt habe, die Beziehungen offener werden, kommt die Trennung, Aufbruch ins Ungewisse. Die Ungewissheit verunsichert mich. Es ist nicht ganz einfach, mir die Verunsicherung und Angst zuzugestehen, wo doch alle um mich so mutig und voller Freude sind. Mein Herz schnürt sich zu. Was ist es, was mich beängstigt? Was fürchte ich zu verlieren? Fürchte ich mich vor Verletzungen, vor dem Tod? Darüber nachgedacht und gesprochen habe ich zuhause oft. Ich denke an die Internationalisten und Internationalistinnen, an jene, die aus den verschiedenen Ländern 1936 nach Spanien oder 1943 nach Jugoslawien gingen, um gegen den Faschismus zu kämpfen. Bei dem Gedanken an sie schöpfe ich wieder Kraft. Die beiden Frauen, die mitkommen, freuen sich wie Kinder auf den Weihnachtsengel. Auch mein Grundgefühl ist gut. Mein Vertrauen muss ich aus der grundsätzlichen Entscheidung, die mich bewog, in die kurdischen Berge zu gehen, schöpfen und mich ganz den Hevals anvertrauen. Leicht ist das nicht. Ich kenne weder Region, Sicherheitsregeln, noch wie ich mich bei einem Angriff zu verhalten habe. Es macht mir Mühe, diese Art der Unselbständigkeit zu akzeptieren. Es fehlt mir ein vertrauter Kreis von Menschen. Ich sitze grübelnd, überlege, komme einen kleinen Schritt weiter. Ich fasse mir ans Herz und spreche Heval Davut an.

»Es ist normal, Angst zu haben, nicht nur für dich oder die aus Europa, auch für diejenigen, die hier aufgewachsen sind. Manchmal hast du Angst vor der Dunkelheit, Angst vor Angriffen, Angst vor der eigenen Unzulänglichkeit. Besonders die Menschen aus Europa, sie kommen aus einem anderen Leben. Ihr Denken ist geprägt von der dortigen Lebenswirklichkeit, vieles wird versucht abzuwägen, auf

Nutzen und Schaden und vor allem, um sich abzusichern. So werden wichtige Schritte oft nicht vollzogen, weil man Angst hat etwas zu verlieren. Etwas, was man bis dahin besaß, das zu verlieren einem aber vielleicht viel besser täte. Das schwerste, aber auch wichtigste ist der Aufbau einer eigenen Persönlichkeit, einer freien Persönlichkeit, wo immer du auch auf dieser Erde bist. Dafür muss Altes verlassen und Neues gesucht werden. Nicht aus Büchern lernt man, nicht durchs Reden allein. Die Kampf- und Lebenserfahrungen eines Menschen sind entscheidend. Es ist normal, dass du Angst hast. Vielleicht begegnest du Dorfbewohnern, die auch vor dir Angst haben werden, weil du fremd für sie bist. Deine Angst kommt vor allem daher, dass du nichts kennst, aber du brauchst dich nicht zu fürchten, du wirst hier viel lernen. Der Unterschied zwischen Europa und hier ist groß, du hast schon einen großen Schritt gemacht. Der Unterschied von hier in die Berge ist aber nochmals riesig, das steht dir bevor. Erschrick die erste Zeit nicht, wenn du Schwierigkeiten, vor allem körperliche Erschöpfungszustände haben wirst. Das ist normal, das Leben in den Bergen ist schön, aber es ist sehr hart, nicht nur für dich. Das war am Anfang für alle so«, antwortet Davut mir.

Obwohl die Entscheidung des Aufbruchs gefallen ist, ist der Zeitpunkt offen, wir müssen jederzeit bereit sein. Vor einigen Tagen hatte ich schon alles gepackt, vieles aussortiert. Ich gehe mit Eylem nochmal alles durch. Eine kleine Rucksacktasche, nicht größer als ein Schulranzen, steht mir zur Verfügung. Den Roman nehme ich raus. Jedes Stück wäge ich ab. Zwischen den zwei mitgebrachten Paar Schuhen entscheide ich mich für eines und schenke das andere Eylem. Ein Pullover oder eine Jacke? Ich entscheide mich für den Pullover, der Regenschutz reicht als Jacke. Der Fotoapparat und die Filme nehmen viel Platz weg, aber ich möchte darauf nicht verzichten. Alles Überflüssige, das Handtuch oder die langen Ersatzunterhosen, kommen raus. Einmal Ersatzunterwäsche und ein zusätzliches Hemd packe ich ein, den Rest ziehe ich als Unterwäsche an. Zwei kleine Notizhefte, zwei Kugelschreiber, einige Kleinkassetten und ein Diktaphon stecke

ich in die Seitentasche. Kamm, Zahnbürste und ein Messer kommen in die Weste. Zum Schluss fülle ich noch jeden Millimeter mit Medikamenten und einem Set Operationsbesteck aus. Die Guerillakleider verstauen wir in einer Extratasche, sie dürfen in einer Straßenkontrolle des Militärs nicht gefunden werden. Eine Hose, ein Hemd, eine Weste, ein Schütük, der um die Hüfte gebunden wird, ein Patronengurt mit Lederhalterungen für die Gewehrmagazine, zwei Halterungen für die Handgranaten, und ein Kefye gehören zur Guerillakleidung. Das Einpacken und Vorbereiten macht Spaß, unser Aufbruch wird konkreter; beim Gedanken, dass es bald losgeht, werde ich ganz aufgeregt. Nach dem Gespräch mit Davut hat sich die Unsicherheit etwas gelegt und der Freude Platz gemacht. Nachmittags kommt nochmal der zuständige Heval unseres Gebietes. Er fragt mich, ob ich laufen kann. Ich antworte ihm mit ja.

»Das sagen alle und dann bleiben sie auf halber Strecke stehen.« Ich versuche ihm zu bestätigen, dass ich wirklich laufen kann, verstumme jedoch, weil ich merke, dass weder er noch die anderen mir glauben. Nochmal wird mir gesagt, dass die bevorstehende Zeit nichts mit Romantizismus zu tun hat und ich nicht bei den ersten großen Hürden gleich aufgeben soll. Dann verabschiedet er sich von mir, ich danke ihm, gebe ihm die Hand. Er lacht mich an und aus seinem ernsten Gesicht strömt Wärme.

Kaum hat er die Tür hinter sich geschlossen, kommt erneut Besuch. Ein Mann mit sonnengebräuntem Gesicht und Händen betritt das Haus. Aus seinem Bartgesicht blitzen Augen, in denen sich die klare Luft, die Weite der Berge spiegelt. Genussvoll trinkt er ein Glas Tee mit fünf Stück Zucker, spielt mit den Kindern und steht einige Minuten später schon mit Heval Davut in der Küche. Gemeinsam säubern sie das Mittagsgeschirr, schrubben und schälen das Gemüse für den Abend. Alle Türen und Fenster stehen sperrangelweit offen – ein angenehmer Wind zieht durch die Räume. Neben mir sitzt die Mutter des zweiten »Hauskindes«, ein einjähriges Mädchen. Sie ist jung, sehr jung noch, gerade mal fünfzehn. Wir sprechen keine ge-

meinsame Sprache und verständigen uns über Zeichen. Wenn sie lacht, ist es, als ob hundert singende Vögel sich aus ihrem Gesicht erheben. Ihre Bewegungen sind leicht wie eine Feder, mit der der Wind spielt, das neue kurdische Kleid, das ihr eine der Hevals nähte, unterstreicht ihre Schönheit. Sie flüchtete mit ihrem Mann – der mindestens 13 Jahre älter ist als sie – und ihrer Tochter aus dem Heimatdorf in der Nähe von Yüksekova. Über Başkale kamen sie zu Fuß hierher, das ist ein weiter Weg. Das türkische Militär hatte ihr Dorf besetzt, das zwang sie zur Flucht. Bakir, ihr Mann, hat sich entschlossen in die Berge zu gehen, er wird mit uns aufbrechen. Sie bleibt hier, wird für einige Monate den Unterricht besuchen, wird schreiben und lesen lernen und kann sich dann entscheiden, ob sie mit ihrer Tochter zusammen bleiben möchte oder sich auch aktiv der Bewegung anschließt. Ruhig sitzen beide beieinander, sie wissen, dass sie sich vielleicht nie wiedersehen. Sie reden nicht viel, blicken sich nur manchmal an. Sie ist viel schüchterner als die, die aus den Bergen kommen. Für sie ist hier alles noch neu: das Leben in einer großen Gemeinschaft außerhalb der eigenen Familie, in der alle sich die Arbeit teilen, dass die Männer im Haushalt arbeiten wie die Frauen, kannte sie bisher nicht. Aber sie findet sich schnell zurecht.

Dann geht plötzlich alles ganz schnell. Ich höre ein Auto vorfahren und innerhalb einiger Minuten haben wir uns von allen verabschiedet, unsere Rucksacktaschen in der Hand und sitzen im Auto, den schwarzen Çarsaf zurechtrückend. Auffallen dürfen wir nicht.

Die Fahrt geht nicht weit – wir müssen nochmal in einem Haus übernachten. Die Hälfte der Gruppe, mit der ich in die Berge gehen werde, ist schon aufgebrochen und wartet an einem anderen Ort auf uns. In dem Haus befindet sich auch ein Arzt, mit ihm gehen Eylem und ich die mitgebrachten Medikamente auf ihre Nützlichkeit in den Bergen durch. Einige Pakete Binden befinden sich darunter. Ich merke, dass es nicht sehr passend ist, nur ist es zu spät, sie wieder einzupacken. Schon sind sie in den Händen der Freunde, die alle um die Medikamente herum sitzen. Wie alles andere auch, werden auch

diese Pakete auseinandergenommen, sie haben keine Ahnung, was sich darin befindet. Eylem wird ganz rot im Gesicht und zum Glück kann der Arzt die Situation retten, indem er mit einem vielsagenden Blick die Bindenpakete forsch an sich nimmt und in einem Beutel verstaut. Später, als wir allein sind, erklärt mir Eylem, wie groß die Schande ist, dass die Männer die Binden gesehen, ja sogar in die Hand genommen hätten. Es sei für Männer verboten, in die Taschen der Kämpferinnen zu schauen. Generell ist das Öffnen jeder anderen Tasche ohne Einwilligung der Besitzerin nicht erlaubt, außer sie ist einem sehr vertraut.

Bis spät in die Nacht werde ich von den Anwesenden mit Fragen zur Situation in Europa überschüttet. Alle wollen wissen, wie die Menschen den kurdischen Befreiungskampf dort betrachten, ob die Ziele bekannt sind und was die europäische Bevölkerung darüber denkt. Und immer wieder die Frage, warum es nicht mehr Widerstand gegen jene westlichen Staaten gibt, die die Türkei finanziell und militärisch unterstützen. Die Zeit vergeht wie im Fluge, schon längst sollten wir schlafen. In einem der Räume suchen Eylem und ich uns eine Ecke. Vor lauter Aufregung will sich der Schlaf nicht über mich legen. Kaum schlafe ich dann endlich, werden wir durch Firaz geweckt. Auch er gehört zu unserer Gruppe. Er reicht uns frischzubereiteten Tee und begegnet mir mit skeptischer Zurückhaltung. Ich spreche ihn an, doch er versteht mich nicht. Heval Firaz kommt aus dem syrischen Teil Kurdistans, spricht arabisch und kurmanci. Seit drei Jahren kämpft er in den Bergen. Eine Kugel, die ihm durch den Arm schlug, und eine Verletzung am Knie brachten ihn in die Stadt. Wir haben noch keine gemeinsame Sprache.

Noch in der Morgendämmerung brechen wir auf, wechseln einige Male das Taxi. Ein Kurier begleitet uns, er kennt die Strecke in- und auswendig und wird uns in die Berge bringen. In rasender Fahrt verlassen wir die Stadt, vorbei an einer sich endlos dahinziehenden Mauer. Hinter ihr befindet sich das Militär. Wie eine sich windende Schlange zieht die Straße durch die ockerfarbenen Hügel, die

Berge kommen immer näher. Je weiter wir in das Land hineinfahren, desto mehr terrassenförmig angelegte Felder durchziehen die kahlen Hügel. Die harte Arbeit auf der sandigen und steinigen Erde lässt sich erahnen. Ein Fluss begleitet die Straße, verzweigt sich frei im Lauf, an seinen Ufern wachsen morgenländische Platanen, dem Ahornbaum ähnlich, und kleine grüne Sträucher. Die Straße führt durch zwei Dörfer, in denen nur Kurden leben. Die Frauen sind nicht mehr schwarz verschleiert, in bunten Kleidern stehen sie am Straßenrand oder in den kargen Feldern. Auf jedem höheren Hügel thronen rundherum Militärstationen. Wir werden von Soldaten angehalten. Unser Chauffeur hält mit ihnen einen Schwatz. Wir Frauen, tiefverschleiert, hüllen uns in Schweigen, die beiden Hevals tun es uns gleich. Weiter geht's, um die nächste Kurve, erleichtert atmen wir auf. Außer Sichtweite fürs Militär biegen wir von der Straße ab, auf einen mit Schlaglöchern durchsetzten Feldweg, vor uns stiebt eine Schafherde auseinander. Die emporsteigende Sonne wirft ihre Strahlen ins Tal, das sich soeben vor uns öffnet. Von Ahmet, unserem Kurier, erfahren wir, dass der Fluss von nun an unser Wegbegleiter ist. Er entspringt hoch oben in den Zagrosbergen, unserem Ziel.

Wieder durchfahren wir ein Dorf. Obstbäume umgeben die in der Morgensonne gold leuchtenden Lehmhäuser. Gemähtes, bereits von der Sonne gebleichtes Gras, zu meterhohen Haufen aufgetürmt, lässt die Fruchtbarkeit der Gegend im Frühjahr erahnen. Wie schnell sich doch die Landschaft ändert. Kräftige dunkle Erde hat Sand und Stein abgelöst. Ihr würziger Geruch steigt wohltuend durchs offene Fenster in die Nase. Die eingeschaltete Musik, der Blick auf die nahen Berge, die Weite vor meinen Augen lassen die Reste Unsicherheit weit hinter mich zurückfallen. Leicht wird mir ums Herz. Nochmals müssen wir die Hauptstraße überqueren – auf keinen Fall dürfen wir jetzt dem Militär begegnen – und biegen wieder auf einen Feldweg. Schlaglöcher schütteln uns durch, ich überlege mir, wie lange es wohl bis zu einem Achsenbruch dauert, als wir abrupt anhalten. Wir sind da, stehen mitten auf dem Feldweg und steigen aus.

Wir schreiten durch einen Apfelbaumhain, die Äste hängen von der reifen Last bis zur Erde. Durch die Bäume hindurch sind die Umrisse eines Hauses zu erkennen. Ein Mann kommt uns entgegen, es ist der Bauer. Seine von der Arbeit gezeichneten Hände drücken die meinen, er empfängt uns freudig. Frauen und Kinder treten aus dem Haus. Sie betrachten uns zuerst mit scheuer Neugier, die sich nach einigen Sekunden in eine strahlende Begrüßung verwandelt. Die anderen unserer Gruppe befinden sich schon hier, und natürlich wissen schon alle, woher ich komme. Aus Vorsicht vor unerwartetem Besuch werden uns Frauen kurdische Kleider gegeben, so können wir uns den Tag über frei im großen Garten bewegen. Nicht die Nachbarn sind das Problem, die wohnen weit entfernt, sondern die Straße, die in der Nähe des Hauses einen Bogen macht. Im Frauenzimmer ziehen wir uns um, dort begrüßt mich die Mutter des Hauses. Sie gibt mir die Hand, küsst und umarmt mich, und während sie mich warm an sich drückt, befühlte sie die Beschaffenheit meiner Brüste und strahlte mich dabei an. Gleich nach dem Umziehen gilt unser erster Gang dem Garten. Ich pflücke mir einen saftigen Apfel vom Baum, beiße hinein, und als hätte die Mutter meinen Biss gehört, ruft sie uns durchs Fenster zu einem wunderbaren Frühstück.

Das Haus aus Lehm ist vom Vater selbst gebaut. Die Räume sind mit von Frauenhand eigens gewebten bunten Kelims ausgelegt. Sie sind voller Menschen, die sich angeregt unterhalten. Ein kleiner Bach schlängelt sich durch den Garten, er dient als Wasserquelle. Sonnenblumen, zwei Meter und höher, stehen in Fülle vor dem Stall, sie schützen den Gemüsegarten vor den Tieren. Vor dem Stall liegen ausgebreitet Blöcke aus Mist in Backsteingröße zum Trocknen. Es ist das Heizmaterial für den Winter. Mit zwei Töchtern des Hauses sitzen Eylem und ich auf der Wiese, neben uns grast ein halbblindes Pferd. Jede Stunde fährt auf der entfernten Straße ein Auto. Die jungen Frauen wissen nicht, wie alt sie sind. Meine Frage nach der Anzahl der Geschwister löst eine längere Diskussion unter ihnen aus, es wird hin und her gerechnet. Schließlich einigen sie sich auf zwölf. Eine

leichte Brise weht uns durchs Haar, Krähen rufen aus der Luft den singenden Vögeln auf den Apfelbäumen zu. Die Töchter fragen uns, ob heiraten etwas Schönes ist.

»Nicht unter Zwang«, versuchen wir ihnen zu erklären, »denn als Frau bist du dann Objekt, gehörst dem Mann, bist sein Besitz, kannst nicht selber bestimmen, was du tun möchtest, dir wird kein Wert und keine Achtung entgegengebracht.«

»Hier ist es eine Schande, wenn du nach dem zwanzigsten Lebensjahr noch unverheiratet bist. Dann will dich niemand mehr und du bleibst im Elternhaus als Magd zurück«, erzählt eine der jungen Frauen.

Später sagt Eylem mir, dass viele der Frauen, die nicht heiraten wollen, in die Berge gehen. Warum wir als verheiratete Frauen die Augenbrauen nicht gezupft haben, können die beiden Töchter überhaupt nicht verstehen, denn das ist ihre Sitte. Eylem selber spricht nicht gern über ihre frühe Heirat, vor allem gegenüber anderen Hevals schweigt sie lieber.

Wir werden zum Tee ins Haus gerufen. Der Vater, an die 60 Jahre alt, groß gewachsen, sitzt mir in aufrechter Haltung gegenüber. Um seinen Kopf trägt er schwungvoll gebunden das typische arabische Tuch – bei uns als Palästina-Tuch bekannt – und betrachtet mich, nicht aufdringlich, aber doch eindringlich. Weiße buschige Augenbrauen schmücken sein Gesicht. Er freut sich, dass ich hier bin. Seine schönen Hände reichen mir den Tee im Glas. Wenn er lacht, zeigen sich blinkend weiße, gesunde Zähne, wie auch bei seiner Frau, erstaunlich für ihr Alter. Nun richtet er seinen Blick auf die jungen Genossen. Er bittet sie, heute Nacht besonders auf mich aufzupassen. Er muss sich keine Sorgen machen, auch ich werde gut auf mich achten, denn all das, was ich hier erlebe, möchte ich nach Europatragen. Wir unterhalten uns über den Krieg und über die Teilnahme der verschiedenen Volksgruppen – Perser, Assyrer, Armenier, Türken, Larsen, Turkmenen, Kurden aus allen vier Teilen Kurdistans – am Befreiungskampf. Viele Anekdoten werden erzählt. Wir Frauen ziehen uns nach

einer Weile in die Küche zurück, putzen das Gemüse, ein Huhn wird geschlachtet und über der offenen Feuerstelle zubereitet. Nach dem Mittagessen sitzt eine Gruppe der Männer im Schatten der Apfelbäume. Durch die Finger ihrer Hände laufen die Tesphi, einzelne Wortketten ihrer Unterhaltung trägt der Wind zu mir herüber, Trutzhähne und Hühner gackern, zwei Hunde liegen faul in der Sonne, frisch gescherte Schafwolle liegt in zwei Zubern im Bach. Wie ein Traum wirken die Bilder auf mich.

Die Träumerei wird jäh unterbrochen, das Militär befindet sich in der Nähe, teilt uns aufgeregt die ins Zimmer tretende Mutter mit. In aller Eile werden unsere Rucksäcke und Kleider versteckt. Alle bekommen eine Arbeit zugewiesen, als gehörten wir zur Familie. Mit einem großen Holzknüppel schlagen Eylem, ich und eine der Töchter abwechselnd auf einen Sack mit Korn. Nach einer Stunde kommt die Entwarnung, dennoch bleiben wir vorsichtig.

Ahmet, unser Kurier, rät uns, uns noch etwas hinzulegen. Neun Stunden wird der Weg durch die Nacht dauern. Doch ich kann nicht schlafen. Wie wird die Nacht sein, werde ich es schaffen? Die Nase ist völlig verstopft, der Kopf fieberheiß. Endlich, die Sonne nähert sich der Erde. Unser Gepäck wird aus den Verstecken geholt und wir ziehen uns um. Eylem erklärt mir, wie ich den mehr als 15 Meter langen Schütük um die Hosen binde, wie ich den Patronengurt darüber trage. Es ist eine kleine Kunst, dieses lange Tuch richtig um die Hüften zu wickeln, denn die Falten der weiten Hosen sollten unter dem Tuch gut fallen. Zum Abschluss werden uns kurdisches Fladenbrot, Weintrauben und Joghurt gebracht. Ich esse kaum, denn mit vollem Magen lässt es sich nicht gut gehen. Schlucke ein Medikament aus den Vorräten für die Berge, das die Grippe eindämmen soll. Welat, der eigentlich aufhören wollte zu rauchen, raucht statt einer gleich zwei Zigaretten auf einmal. Dann kommt der Abschied, voll Herzlichkeit. Die Sonne ist gerade hinter den Bergen verschwunden, der Apfelbaumgarten steht in einem wunderbaren Licht und ich stecke mir zum Brotfladen noch zwei Äpfel in die Taschen meiner Weste.

Zwei vollbepackte Maulesel stehen bereit. Der Vater und die beiden Töchter begleiten uns ein Stück. Obwohl ich die kurdische Sprache noch kaum verstehe, errate ich anhand der Gesten die Diskussion unter den Genossen – wer meinen Rucksack tragen darf. Das kommt für mich überhaupt nicht in Frage, aber bevor ich ein großes Theater vom Zaun breche, lasse ich sie erst mal gewähren. Es ist mir klar, dass ich mich nicht sofort durchsetzen kann. Beim Abschied geben uns der Vater und die zwei Töchter für die Hevals in den Bergen die besten Wünsche mit. Dann schnappe ich mir trotz Protest meinen Rucksack zurück. Nun sind wir zu acht, Sozdar, Eylem, Firaz, Rezan, Welat, Bekir, ich und Ahmet als Kurier. Ein stilles Glücksgefühl breitet sich bei allen aus. Wir brechen auf.